

Catherine Huber, Präsidentin des Vereins Bernischer Heimleiter (VBH) : "Die Hauptarbeit in Heimen wird von Frauen geleistet"

Autor(en): **Johner, Eva**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachzeitschrift Heim**

Band (Jahr): **65 (1994)**

Heft 1

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-812117>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Catherine Huber, Präsidentin des Vereins Bernischer Heimleiter (VBH):

«DIE HAUPTARBEIT IN HEIMEN WIRD VON FRAUEN GELEISTET»

Von Eva Johner

Sind die Berner und Bernerinnen tatsächlich besonders fortschrittlich eingestellt? Sie leisten sich eine Frauenmehrheit in der Stadtregierung, eine ehemalige Berner Gemeinderätin amtiert in diesem Jahr als höchste Schweizerin – und auch *an der Spitze des Vereins Bernischer Heimleiter (VBH) steht eine Frau. Catherine Huber, Leiterin des Lindenheims*, eines Wohnheims für Schülerinnen und Lehrtöchter, sieht ihren Werdegang so: «Für mich ist der VBH sehr wichtig. Ich denke, jeder in seinem Heim ist wie auf einer kleinen Insel. Das Leben in einem Heim ist manchmal ein in sich geschlossener Kreis, so dass man, auch von der Beanspruchung her, gar nicht mehr viel rundum, nebenher machen mag. Doch ist es eminent wichtig, dass wir Heimleiter untereinander Kontakt haben, Austausch pflegen, dass wir finanzielle und noch mehr pädagogische Fragen zusammen diskutieren und Lösungen suchen können,

“ **denn ich habe gemerkt, dass wir alle im gleichen Boot sitzen, jeder in seinem Heim.** ”

Wir müssen gemeinsam an die Öffentlichkeit, sowohl gemeinsam als auch allein; wenn wir in Heimen weiterexistieren wollen, müssen wir transparenter werden gegen aussen; der Kontakt mit der Presse müsste sich normalisieren, müsste zu einem Austausch werden, damit wir nicht nur in die Zeitung kommen, wenn es negative Schlagzeilen gibt. Auch mit Politikern und Politikerinnen müssen wir in Kontakt bleiben. Ich denke, da müssen wir alle beitragen, und deshalb habe ich mich bereit erklärt, im Vorstand des VBH mitzuarbeiten – und bin dann zufälligerweise Präsidentin geworden, weil es das gerade gebraucht hat.»

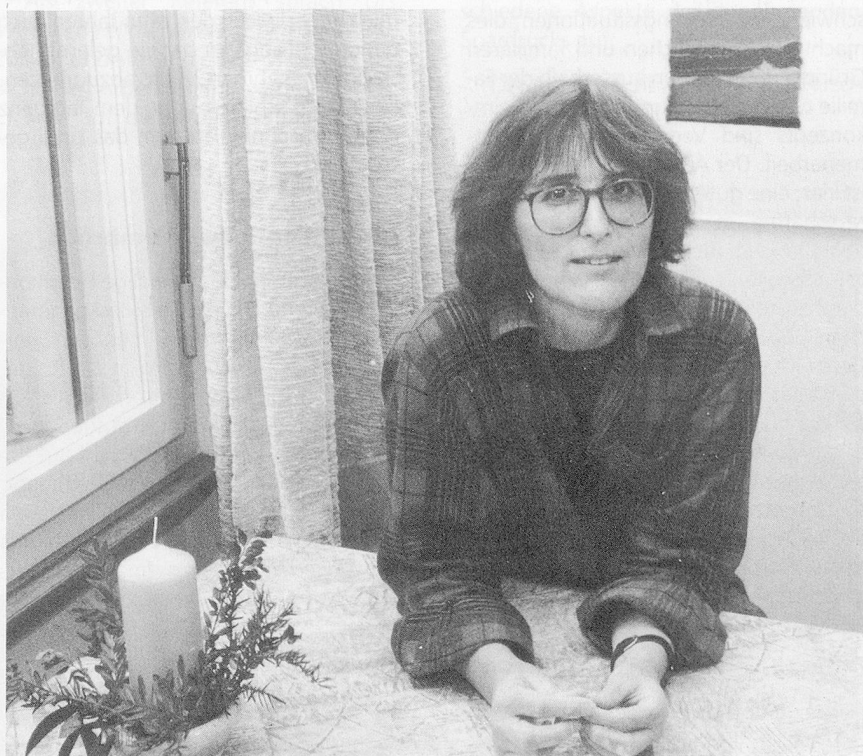
Seit vier Jahren ist Catherine Huber im Vorstand, seit bald drei Jahren Präsidentin. Einfach war es auch für sie nicht, in die «Männergesellschaft» des VBH hineinzukommen. «Doch langsam fühle ich

mich akzeptiert», hält sie fest; sie hat innerhalb des VBH auch eine Frauengruppe gegründet, die sich mit spezifischen Problemen der Heimleiterinnen und der Heimleiterfrauen befasst. Sie ist von der Notwendigkeit einer starken Heimlobby im Kanton Bern überzeugt und ist froh, dass der VBH seit zwei Jahren eine Geschäftsstelle betreibt, wo in diese Richtung gearbeitet wird.

Vom Kindergärtnerinnen-Traum zur Heimleiterin

Auf eher ungewöhnliche Art ist Catherine Huber auch zu ihrer Stelle als Heimleiterin im Lindenheim gekommen. Den Berufswunsch «Kindergärtnerin» legte sie, nach einem Praktikum in einem Kinderheim in Südfrankreich, beiseite und absolvierte die berufsbegleitende ErzieherInnenausbildung in Freiburg. Nach der Heirat übernahmen sie und ihr Mann für 4 Jahre die Kantonale solothurnische Beobachtungsstation für Schulkinder in Biberist. Dabei erwarb ihr Mann, ur-

sprünglich Journalist, das Heimleiterdiplom. Nach dem dritten Kind, vor rund 11 Jahren, entschloss sich Catherine Huber, sich wiederum aktiv einer ausserhäuslichen Arbeit zuzuwenden. Auf der schwierigen Suche nach einer Teilzeitstelle – denn sie und ihr Mann wollten sich in die Hausarbeit und die Kinderbetreuung teilen – stiess sie auf das Lindenheim, ein Wohnheim für Schülerinnen und Lehrtöchter, das von der «Evangelischen Frauenhilfe» getragen wird. «Meistens», so erzählt sie, «bewirbt sich ja der Mann um die Stelle; dann wird gefragt, ob die Frau auch mitarbeiten wolle. Bei uns lief es genau umgekehrt. Die Frauen haben sich für mich entschieden, weil es sie reizte, dieses Haus mit mir zusammen auf neue Art aufzuziehen. Sie haben dann gefragt, ob mein Mann bereit wäre, etwas zu übernehmen, mitzuarbeiten. Mein Mann wurde ursprünglich als Administrator zu 50 % angestellt, mit einem kleinen Lohn – wahrscheinlich so, wie sonst die ‚mitarbeitenden Hausmütter‘. In der Praxis allerdings sah es für



Catherine Huber: «Langsam fühle ich mich akzeptiert.»

Foto Urs Huber

das Ehepaar dann bald so aus, dass im ganzen 150 % gearbeitet wurde und die Arbeit nach Begabungen und jeweiligen Vorlieben aufgeteilt wurde.

Wohnen ausserhalb der Familie

Unser Gespräch findet im hellen, gemütlich eingerichteten Essraum statt. Immer wieder steckt jemand den Kopf durch die Tür: zwei junge Frauen wollen ein Zimmer tauschen und brauchen einen Schlüssel; eine andere holt sich einen Kaffee an der Kaffeemaschine, Michael, der Sohn von Catherine, kehrt von der Schule zurück... Grossfamilienatmosphäre. An den Wänden des Zimmers hängen Bilder verschiedener Künstler und Künstlerinnen: zum Teil «Überreste» von Ausstellungen, die von Zeit zu Zeit im «Lindi» durchgeführt werden. Grosse Fenster geben den Blick frei auf hohe, nun winterlich entlaubte Bäume und Sträucher, hinter denen sich eine Lärm-schutzmauer versteckt. Es hat Platz für Gartentische; im Sommer laden Biotop, Grünflächen, Blumenbeete und ein Gartengrill zum Verweilen und Geniessen ein.

Das Lindenheim ist ein Wohnheim für 20 bis 24 Schülerinnen und Lehrtöchter. Diese stammten früher zumeist aus ländlichen Regionen des Kantons Bern und absolvierten in der Stadt eine Ausbildung oder eine Lehre. Vom ursprünglichen Konzept her besteht die Regel, dass zwei Drittel der jungen Frauen aus einem sogenannten «normalen» Milieu herkommen und im Lindenheim wohnen, weil der Schul- und Arbeitsweg zu weit ist. Ein Drittel der Jugendlichen kommt aus schwierigen Ablösungssituationen; dies macht aus persönlichen und familiären Gründen ein Wohnen ausserhalb der Familie notwendig. Grundlagen des Heimkonzepts sind Vertrauen und Zusammenarbeit. Der Auftrag der Heimleiterin ist klar: eine gute, wohnliche Atmosphäre schaffen, in der es möglich ist, die doch in den meisten Fällen recht anspruchsvolle Lehre oder Ausbildung durchzustehen. Daraus, aus den baulichen Gegebenheiten und auch aus den Gesprächen und Erfahrungen im Zusammenleben mit den jungen Frauen wuchsen denn auch die Regeln, die den Heimalltag strukturieren. Der Freiraum ist recht gross: Ausgehzeiten beispielsweise sind grosszügig geregelt – «wir zählen auf Eigenverantwortung». Dagegen ist Männerbesuch auf dem Zimmer nicht gestattet.

Die Treppe hat mich geprägt!»

Angeboten wird Voll- oder Halbpension. Ein recht grosser Teil der Arbeit des Leiterehepaares, das mit seiner Familie im

selben Haus wohnt, besteht denn auch aus Hausarbeit. Catherine Huber:

“ Ich mache diese Arbeit wahnsinnig gern. ”

In den 11 Jahren, die ich im Lindenheim bin, ist die Arbeit ein bisschen zu meinem vierten Kind geworden. Das Haus ist für mich sehr wichtig geworden.» Ich glaube es ihr. Catherine Huber ist eine energische, kämpferische Frau: sie prägt das Haus. An vielen Einzelheiten der Einrichtung, an den warmen Farben, den kräftig-grünen Zimmerpflanzen, dem Schmuck auf den Tischen erkennt man das Wirken einer Frau mit sicherer, kreativer Hand. Sie ist wach, präsent, spricht bald mit mir, bald mit jungen Frauen, die auch etwas von ihr haben wollen – manchmal mit allen gleichzeitig!

Von draussen hört man Lärm auf der Treppe, die offen durch das ganze Haus zum obersten Stock, zu Hubers Wohnung führt. Michael geht mit den Hunden spazieren. Wie ist es, als Familie während elf Jahren im Heim zu wohnen? Catherine Huber sieht viel Positives; sie liebt die Grossfamilienatmosphäre. Trotzdem verneint sie die Schattenseiten nicht: «In schwierigen Zeiten ist es ganz klar eine Belastung. Besonders auch dann, wenn es mir nicht gut geht. Wenn ich mir beispielsweise etwas Neues zum Anziehen kaufe, stelle ich mir immer vor, wie ich auf dieser Treppe aussehe. Die Treppe hat mich irgendwie in den zehn Jahren auch geprägt.» Langsam hat sie gelernt, Abstand zu nehmen, sich abzugrenzen. Doch: «Ich schlafe nur an dem Tag ganz ruhig, entspannt, an dem das Lindi geschlossen ist.»

Das Lindenheim im Umbruch

Heute sieht sich das damalige Heimkonzept in Frage gestellt. Im Massnahmenpaket, das 1992 im Rahmen der Sparübung des Kantons Bern in Kraft trat, wurde die Subventionierung des Lindenheims durch den Kanton aufgehoben. Die Trägerschaft, finanziell nicht auf Rosen gebettet, kann wenig Unterstützung anbieten. Nach längerem Tauziehen konnte mit dem Kanton ein Kompromiss ausgehandelt werden: finanziert werden von der Fürsorgedirektion, der das Lindenheim unterstellt ist, nur noch die fürsorglichen Aufgaben, das heisst Jugendliche, die mit sozialer Indikation eingewiesen werden. Zusätzlich mit Rationalisierungsmassnahmen und mit der Erhöhung des Pensionspreises schien ein

Modell ausgearbeitet, das die Weiterführung des Wohnheimes im bisherigen Rahmen erlaubt hätte. Doch jetzt fehlen plötzlich die jungen Frauen aus dem Oberland. Catherine Huber sieht mehrere Gründe dafür: «Zunächst ist die Rezession im Oberland zu nennen: man behält Mädchen eher zu Hause für eine Ausbildung. Wer in die Stadt kommt, versucht möglichst billig zu wohnen, zum Beispiel bei Verwandten; ein Zimmer oder eine Mansarde ist heute rascher wieder zu haben. Ganz allgemein sind die Wohnungen billiger geworden, und sicher spielt auch der höhere Pensionspreis eine Rolle.»

Dagegen bleibt die Nachfrage nach Heimplätzen für Jugendliche mit familiären und persönlichen Schwierigkeiten gross. Doch für die Aufnahme ausschliesslich solcher Jugendlicher ist das Lindenheim nicht gerüstet: weder von seinem Konzept noch von seiner Personalstruktur her. Abklärungen und Beratungen sind im Gange – das Heim ist im Umbruch, die Zukunft ungewiss. Catherine Huber bedauert das, aber sie ist auch selbstkritisch: «Es ist etwas Einmaliges, das Lindenheim. Schon darum sollte man es behalten, dünkt es mich. Aber ich sitze natürlich drin: es ist schwierig zu sagen, ob es das wirklich braucht. Alle, die vom Massnahmenpaket betroffen sind, haben auf ihre Art gekämpft, und alle finden, dass es genau sie braucht. Schwierig – ich denke, man müsste neue Wege suchen. Alle Heime müssen kostenbewusster werden, so kann es nicht weitergehen.»

Aktiv mitmachen

Der Spardruck der Regierung ist nicht allein im Lindenheim zu bemerken. Catherine Huber meint dazu: «Das Lindenheim ist nur die Spitze des Eisbergs. Wenn ich mit Kollegen rede, spüre ich: alle stehen unter demselben Druck.» Deshalb ist es wichtig, sowohl auf Kantons- – als auch auf Bundesebene die Zusammenarbeit zwischen Heimen und Öffentlichkeit zu verstärken. Das sind die Aufgaben des VBH und des Heimverbandes Schweiz. Nur, so Catherine Huber: «Die Hauptarbeit in Heimen wird von Frauen geleistet, aber sie können – und wollen – sich in Vereinen meist weniger einbringen.»

“ Mein Ziel ist es, die Frauen zu motivieren, aktiver im Verein mitzumachen. ” ■